ERSTER JAHRGANG / 1919 / FÜNFTES HEFT



GEORG MÜLLER VERLAG MÜNCHEN

MÜNCHNER BLÄTTER FÜR DICHTUNG UND GRAPHIK

EINE MONATSSCHRIFT

in genossenschaftlichem Zusammenwirken mit

RENÉ BEEH — HEINRICH CAMPENDONK — KARL CASPAR — PAUL ERNST — OTTO FREIHERR VON GEMMINGEN — RUDOLF GROSSMANN — HANNS JOHST — PAUL KLEE — ALFRED KUBIN — GEORG MÜLLER VERLAG — ALFRED NEUMAN — PAUL RENNER — EDWIN SCHARFF — ADOLF SCHINNERER — RICHARD SEEWALD — WALTER TEUTSCH — MAX UNOLD — OTTO ZAREK — OTTO ZOFF

sowie unter Mitarbeit von

PAUL AMANN — FRANZ BLEI — FELIX BRAUN — HANNS BRAUN — CURT CORRINTH — KASIMIR EDSCHMID — MAX FISCHER — OTTO FLAKE — WALTER VON HOLLANDER — HANS JACOB HEINRICH EDUARD JACOB — GEORG KAISER — RUDOLF LEONHARD — HEINRICH MANN CURT MORECK — HANS SCHIEBELHUTH — WILHELM VON SCHOLZ — ERNST WEISS

verantwortlich herausgegeben von RENATUS KUNO.

Preis des Einzelheftes 60 Pfg. Abonnement vierteljährlich Mk. 1.80, halbjährlich Mk. 3.60. Man abonniert bei den Buchhandlungen, bei den Postanstalten oder direkt beim Georg Müller Verlag.

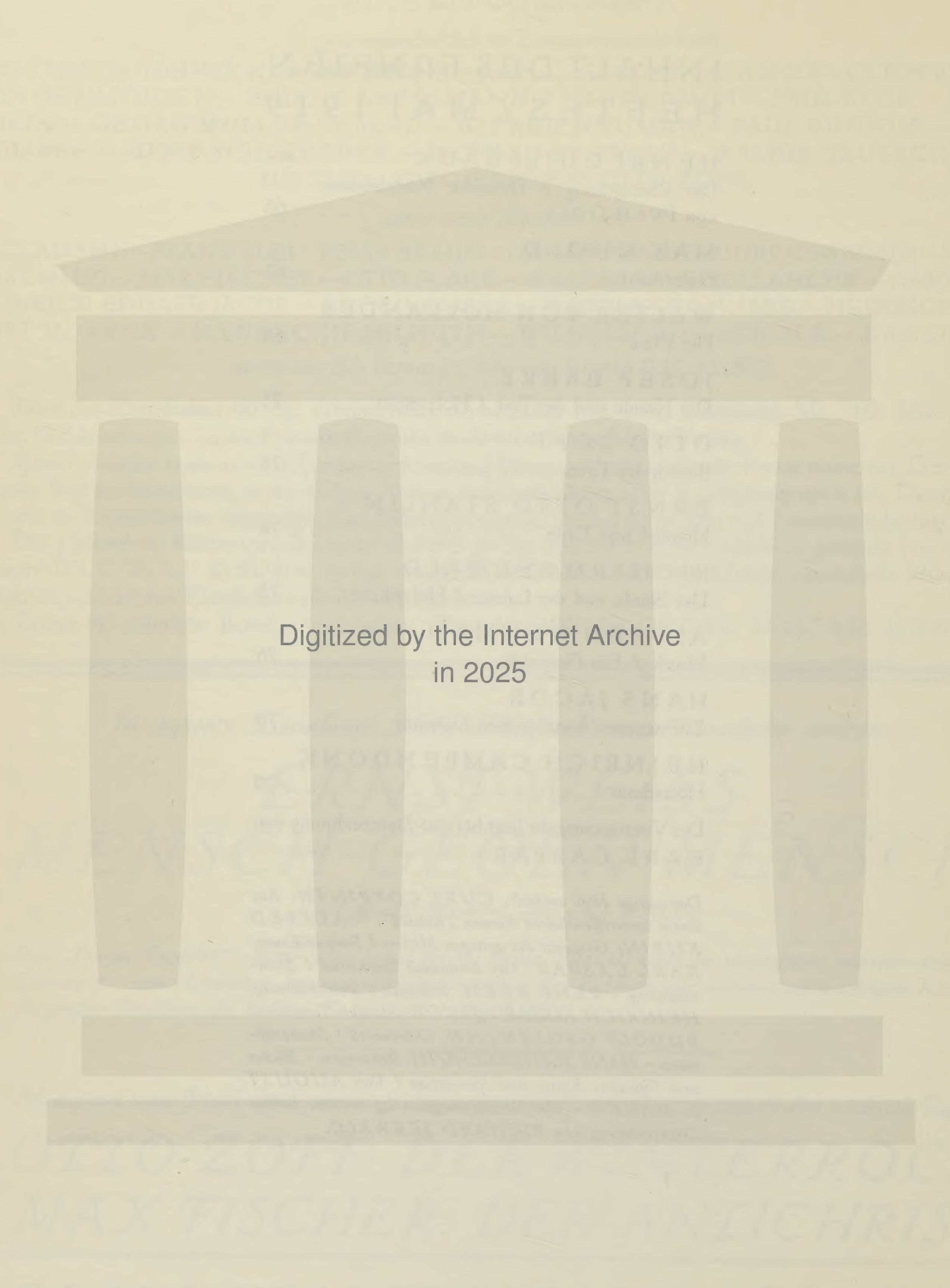
Eine Vorzugsausgabe von 100 Exemplaren wird auf Bütten gedruckt und in der Presse numeriert. Der Vorzugsausgabe liegt ein besonderes, in der übrigen Auflage nicht enthaltenes Blatt in Originalgraphik bei. Diese Ausgabe wird nur an Subskribenten abgegeben. Der Subskriptionspreis für das ganze Jahr (12 Nummern) beträgt 120 Mk.

Die »Münchner Blätter« werden verantwortlich geleitet von RENATUS KUNO, gedruckt von der Buchdruckerei DR. C. WOLF & SOHN, verlegt vom GEORG MÜLLER VERLAG, sämtliche in München. Die Redaktion befindet sich Elisabethstraße 26/0, München.

INHALT DES FÜNFTEN HEFTES / MAI 1919

Der Vorzugsausgabe liegt bei eine Steinzeichnung von KARL CASPAR

Das vorige Heft enthielt: CURT CORRINTH: Aus einem unveröffentlichten Roman „Bordell“. – ALFRED KUBIN: Gespenst des geizigen Müllers / Steinzeichnung. KARL CASPAR: Der brennende Dornbusch / Steinzeichnung. – RENÉ BEEH: Robinson / Steinzeichnung. HEINRICH EDUARD JACOB: Absolute Tanzkunst. RUDOLF GROSSMANN: Ochsenstall / Steinzeichnung. – HANS SCHIEBELHUTH: Reisesegen. – Bücher und Glossen; Kunst und Revolution / Von AUGUST L. MAYER. – Der Vorzugsausgabe lag bei eine farbige Steinzeichnung von RICHARD SEEWALD.



HENRI GUILBEAUX: DER RHEINGESANG

Dem französischen und dem deutschen Volk,
den Opfern des Weltkriegs, in fester Hoffnung.
Genf, 13. August 1916.

Großer, europäischer Strom,
Breiter, stolzer Strom,
Unser Ganges und Vater,
Vater der kräftigen germanisch-keltischen Rasse,
Vater aller Baumeister, Ordner und Friedensstifter,
Vater Rhein!
Ein freier Mensch besingt dich, kündet deine Macht und deine Pracht.

Du, zwischen Gallien und Germanien, du trennst nicht, du verbrüderst.
Gleichem Fels entspringst du wie dein rauschender, überschwenglicher, südländischer Rhonebruder.
Im Sturz reißest und wirbelst du Aar, Neckar, Main und Ruhr in deine Strömung.
Wälder und Ebenen entlang, immer voller, immer gedrängter schwillt deine Welle:
Wie dem Meister feste entschlossene Rede hinbraust,
Wie eine Symphonie in beschwingten Akkorden sich entfaltet und ausströmt.

Hoch an deinen Ufern stehen der Ahnenzeit heilige Bäume:
Dichter Eichwald voller Sagen, Götter und Sitten,
Tannen, ewig grün, steil und ewig ragend, wartend auf Weihnacht, die Weihnacht der Freiheit, Weihnacht großer, unverbrüchlicher Bruderschaft,
Pappeln auch, glanzreich im sonnigen Licht, ersehnen zitternd das Fest der Menschheit,
Wenn der Mensch endlich und gültig, seine Kriegs- und Raubtyrannen verjagt.

Die Felsen, wo einst roh Erobererhorden hockten,
Wo dann, sich drohend die Zwingburg ansetzte,
Jetzt tragen sie ungeheure Werkstätten, in denen harte Arbeit sich härmt und Männer elend verderben.
Vertrieben ist der Burgherr, der schon selbst die tollen Pfaffen und wilden Mönche vertrieb:
Aber statt seiner kamen imperialistische Gierbarone und herzlose Kapitalsritter,
Überall erstanden die hohen Fassaden der Kasernen und Banken,
Überall nistete sich ein, schamlos, alles verschlingend, die Waffenfabrik.
Das waren die, heißgierig nach Besitz, von falscher Kraft gedrängt, die Völker gegen die Völker hetzten.
Nun müssen sie schwinden, oder es reißt sie, rächender Rhein, deine Welle dahin.

Aber es werden bleiben Eisenhalle, Werkstatt, Riesenfabrik: die tiefen Labyrinthe der Kohlen und Erze
Nützliche und gute Arbeit wird gestampft, gehämmert, gefertigt werden
Pünktlicher, hartnäckiger, intensiver, zielbewußter werden die Maschinen laufen,
Eisen und Stahl zum Wohl, zur Freude des Menschen, für den Morgenglanz seiner Auferstehung.

7

Keine Kanonen mehr, keine Mörser, keine Maschinengewehre, keine Minenwerfer, keine Stahlplatten, keine Kuppelbauten mehr;
In die Erde versenkt, wie die Druidenstimmen, wird die Kunde des langen, greulichen Mords,
All die Symbole bewußter, organisierter Barbarei im zwanzigsten Jahrhundert.

Dann, an deinen Ufern, wird eine neue, bewußte, starke und junge Rasse erstehn,
Eine Rasse von Promethen, edelgesinnte, freie Männer,
Eine westliche Rasse wird rings in der Welt, das Werkzeug des Mords suchen, packen und töten:
Rasse der Einheit, mächtig und stark wie der Stahl, bruderhaft und zartbeseelt.

Fluten wirst du gemach und mächtig,
Herrlicher Strom, großmütiger Strom,
Vater Rhein!
Nicht zur Trennung — Einigung!
Keine Grenze mehr, nicht mehr diese alten, verblichenen Linien herzloser Zeiten:
Konstanz, Basel, Mülhausen, Straßburg, Karlsruhe, Mannhein, Mainz, Bingen, Bonn, Köln, Düsseldorf, Duisburg, Wesel, Rotterdam, Leyden ....
Lieblicher Rheinorte, großzügige moderne Städte, dynamische Arbeitsplätze, Eigentum der ganzen Menschheit,
Flösse, Schuten, Dampfer bringen Holz, Eisen, Korn und Lebensmittel und überall blauschattige Ruh und leuchtendes Glück.

Großer Strom, Beethoven und Rembrandt hoben aus dir ihren weiten, wohltätigen Geist,
An dir wird der Mensch erstarken und groß werden: in Liebe, in Menschlichkeit.
Du wirst die Völker — das Volk — gegen alle imperialistischen Eingriffe schützen.
Keine Grenzpfähle, Gesetze und Schützengräben mehr zwischen Frankreich und Deutschland:
Nein, ein einzig Volk, aufrecht, voll atmend in Arbeit und Freude,
Ein einziges Volk von Baumeistern, mit hartem Muskel die Weltkultur bereitend,
Und das in entschiedener Erhebung die Erde mit Walhalla vereinigt.

Rhein, unserer! Vater Rhein!
Nicht wird wilder Stamm mehr nach dir gelüsten, kein ehrgeiziger Heerführer, kein übermütiger, maßlos sich blähender Kapitalist.
Du sollst unser Vater sein, wahrhaft und einzig, unser ständiger und sicherer Schutz.
Brücken werden dich umgürten, darüber Eisenbahnen schwer von Menschen, Werkzeug und Ruhm.
An deinen Ufern werden wachsen die Häuser, Bahnhöfe, Volkshallen, Spitäler, Bibliotheken, Festsäle, elektrische Zentralen, Posten, Telegraphengebäude, was immer! — Eisen und Beton — Macht und Frohlocken — Wille und Eifer!
Aber nie wieder Kasernen, nie wieder Forts und Werke der Barbarei, Gefängnisse des freien Menschen.

Rhein! Unser Rhein! Vater Rhein!
Rausche, ergötze uns mit deinem metallisch klingenden Rhythmus.
Baden wollen wir in deiner breiten und segnenden Welle den Leib und härten den Geist.
Verbrüdere, vereine die Völker zum Volk,
Rhein, unser Rhein, Vater Rhein!
Gib die unbezwingbare, die triumphgeborene Demokratie, die nur dem Gott der Liebe opfert!

Stählerne Rythmen, schlaget und dröhnet!
Rheingesang, jauchz auf und schwebe!
Schlaget, Glocken, schlaget hell!
Schreit, Sirenen, pfeifet grell!
Verkündet, verkündet die Auferstehung des Volks! (Deutsche Nachdichtung von IWAN GOLL.)



DIE FLÖTE / NOVELLE VON WALTHER V. HOLLANDER

Am Abend vor der Vollmondnacht erhob sich die Gräfin Beatrix schnell und wortlos, schalen Geschmack auf der Zunge in Gedanken an die kurz abgebrochene letzte Liebesreise, würgenden Eckel im Hals im Nacherleben des Taumels von Bett zu Bett, von Entblößung zu Umarmung, von Gier, Nähe und Ernüchterung, Hoffnung und Hunger. Fräulein v. Stauffen zählte taktvoll die Maschen weiter; das leise Schmatzen ihrer alten Lippen zirpte unter dem Rauschen des Hauskleides der Beatrix. Wände voll Zierrat stellten sich der Einherstürmenden entgegen. Rüstungen glotzten aus den Ecken. Vasen mit bunten Astern prangten als herbstliches Ferment zwischen Totem und Lebendigem, zwischen Erstarrtem und Sehnsüchtigem.

Beatrix schlang betend die kleinen, stumpfgeschnittenen Hände um eine Bibel mit malachitenem Deckel. Die Kühle des Steines sickerte wohltätig wie Glaube in ihr Herz. Die Stauffen, ungezählte Maschen wahllos durcheinandergeworfen in Herz und Puls, erhob sich. Mit den Fingern mißverstandener Tröstung suchte sie wirres Blond der Beatrix zurechtzurücken, so daß die Stirne weiß und von zarten schnellen Furchen durchzogen, tausendjährig und doch nur von diesem Tag wie ein Berg durch die Einsamkeit des Zimmers schien. Da Beatrix die zu schweren Lider senkte, erloschen hellgrüne Sterne, übermüdet vom nutzlosen Leuchten durch die Leere. Trockene Lippen einten sich mit sinnvoll geschwungenen, das Kleid der herausgehenden Stauffen schurrte leise an dem Gobelin mit der Austreibung aus dem Paradies. Noch das taktvolle Schlurfen über die Fliesen der hochgewölbten Vorhalle — dann war Beatrix allein. — Unter der Ampel der Mitte hielt der unruhvoll gejagte Schritt. Licht floß über das zurückgebogene Gesicht, übersprang den schmalen, beschatteten Hals und warf sich zwischen die hervorgestoßenen Brüste. Aus dem Schoß, über die zitternden Flanken hinweg klomm der Schrei, schüttelte Brüste und Hals und wurde von den ineinandergeschraubten Lippen zu einem langen Stöhnen zermahlen, das den verhangenen Saal mit Qual erfüllte. Als hätten sie auf dieses Signal gewartet, erhoben sich aus den verdunkelten Ecken verzehrte und ausgelaugte Gesichte, Hände, tausendmal gewünschte, griffen nach Beatrix, spitze Nägel fuhren über ihre entblößten Kniekehlen, glutvoller Atem des Einzigen und Ersehnten blieb hart auf ihren Schoß gepreßt. Furien der ausgekosteten Vergangenheit stoben durch die schwellenden Adern, gejagt von den Enttäuschungen der halben Lust, begleitet vom untergründigen Pulsschritt des dennoch Erglaubten. — Beatrix, fest in die Teppiche gekrallt, fühlte hinter der kalten und schmerzenden Stirn: »Wieder kribbelt Sekunde um Sekunde über meine Haut, emsig und ziellos geordnet wie Ameisen, wieder schwingt sich Minute um Minute über mich, sensengleich, und hart über meinen Scheitel von der Zeit abgeschnitten und niemals tritt aus der Stunde der Erlöser — immer ist es nur der Apostel, der mit dem Glockenschlag dem Zifferblatt der Uhr entsteigt, um mit dem letzten Schlag in die Zeit zu verschwinden.«

Endlich geschüttelt von allen Dämonen der Verlassenheit, in Tränen getaucht von Zermürbungen, zerstochen von den Mücken der allgegenwärtigen Lust floh Beatrix. Bebend stieß sie hinter gepeitschten Schritten die Vorhalle zurück und die Drohung der spitzfingrigen Geweihe von den halbhellen Wänden. Die steif vorgestreckten Hände der Fliehenden fuhren durch die Glasscheiben der hohen Tür. Aber die Andacht der plötzlich Befreiten trieb so sehr das Blut zum Herzen, daß die Schnittwunden am zarten Handgelenk sich nur unmerklich röteten. — Erstarrt von der Helligkeit des Mondes blieb Beatrix im zackigen Schatten der Giebel auf der obersten Stufe der Sandsteintreppe stehn. Erstickt von der Fülle des Lichts warf sie die Kleider von sich und stand im weich wallenden Gewand als ein spärlicher Abglanz. Weißer glänzte nur über dem Weiß die Bleiche ihres Gesichts. Blutrot und doch matt schimmerten zarte Schuhe und trinkende Lippen. An die zersprungene Rauheit des steinernen

Löwen gelehnt, ließ sich die Gräfin von Ermattung überspülen. Fernher aus dem Duft der wassergrün überschleierten Wiesen flutete starr der mehlsilberne Park, türmte sich zu Riesenwellen in den grauen Linden und den farbigeren Eichen, duckte sich zu zierlichen Bosketts und verschnittenen Hecken und schmiegte sich in figurengeschmücktem Rasen ganz leise erzitternd an die Sandsteintreppe, um endlich, hart vom Häuserschatten zerschnitten ganz im Dunkel zu landen. Schwer und unbeweglich wie aus gläsernem Eisen, lautlos wie der Flug von Schmetterlingen, herbe und süß duftend aus Erde, welkendem Laub und wenigen Rosen schwebte die Luft um die einsame Frau. Vom Dorfe her lärmte das Gebell wachgieriger, betörter Köter und das Kindergeschrei brünstiger Katzen, näher der unablässige, rauh vibrierende Celloton der tausend Frösche des Teiches, ganz nah nur der schwirrende Taumelschlag der liebesuchenden Falter und Eintagsfliegen und der geruhige Atem der versunkenen Beatrix.

Ihr Herz begann zu sich zu singen: »Wenig nur getrennt von der Verzweiflung du Selbstliebendes, singst du, kaum, daß die Hartes kündenden Farben vom Licht überwältigt werden. Fürchtest nicht die schweren Schatten der Bäume, die in die Ferne stampfen, fürchtest nicht Unendlichkeit und Leichentuch des steigenden Wiesennebels und schauderst nicht, daß hinter der stillen Verzauberung das Erlöschen im geröteten Morgen lauert. Aus allen Tumulten taumelst du deiner Unendlichkeit zu, unwissend, ob dich das Sieb der Ewigkeit gestalthaft zurückhalten wird oder der unerbittlichen Unbegrenzung ausliefern. Irgendwo endet die rastlose Reise und der ewige Trieb. Irgendwo lauert das Meer und wartet geduldig und lockend, daß der Fluß einströmt.« Und die Lippen der Beatrix, unwissend aller Katarakte des Herzens, antworteten sinnlos immer das Gleiche: »Ich folge dir! Ich folge dir!«

Unsicher tastend waren noch die ersten Schritte, langsam und mit Widerwehr. In dem Augenblick aber, als die überwache Mondwandlerin aus dem Schatten heraustrat und das Licht wuchtig auf den gebeugten Nacken stürzte, erhob sich ruhevoll über dem taumelnden Orchester der Frösche der weithinziehende Gesang einer ungedämpften Flöte. Lied nicht und nicht Melodie, nicht Tanz und nicht Marsch, nur einförmige Lockung, wenige Töne, scharf, hart und unerbittlich zerrend, unerträglich, unermüdlich wiederholend die gleiche Skala, bittend . . greifend . . fordernd . . und plötzlich abstürzend in den brünstigen Schrei der Erlösung. — Durchgang oder Ziel? Beatrix fühlte, daß nun endlich die hemmungslos verzischenden Blutwellen einen klaren Weg zu fließen hätten. Noch zögerte ihr Schritt an der ersten Wegbiegung, dort, wo der Kruzifixus in der Nacht einer Eiche harrend und um seiner Opfer Willen heischend ihr Halt gebieten wollte.

Schneller schon lösten sich die federnden Schuhe vom Rasen, der im ersten Tau erglänzte. Kühlung sickerte aus den Tropfen des kniehohen Federgrases. Eilender zog ein Gebüsch himbeerfarbener Rosen vorbei, läßig gestreichelt von fiebernden Händen und kaum, daß Beatrix — fröstelnd einen Augenblick — die verdeckte Dämmerung des Weinlaubenganges spürte und das Streicheln der reifenden Trauben über das verdunkelte Haar. Ganz nah und aufgelöst in ein Gewirr der Einzelstimmen tönte der Baßchor der Frösche als Beatrix die Wiese der moosbewachsenen Götter betrat. Apoll nur schlug verwunschene und jahrhundertleere Augen über der Fliehenden auf, vollendet, Gott und Mann in ewiger Versteinerung.

Hastig im Vorbeilaufen warf sie der Aphrodite ihr seidenes Gewand zu und nun endlich erlöst von allem Spuck des Tages, selbst Göttin, auferstanden aus den Schächten der Versteinerung und nur mondbeglänztes Fleisch lief sie in Sprüngen der schmalen Beine die letzte Senke hinab über zertrümmerte Marmorstufen bis an den Teich, in den über die mauerstarren Bäume hinweg der Mond wie in einen blanken Kessel fiel.

Die Flöte, die während des atemlosen Laufes geschwiegen hatte, setzte verdoppelt und mit rasender

Lockung neu ein. Nun erkannte Beatrix, daß sie von der Liebesinsel her scholl, aus dem verfallenen Gemäuer, das die Spiele und Lüste lendenstarker und gefräßiger Vorfahren, das wollüstige Stöhnen der Verführten und die dem Griff dargebotenen Leiber der Verführerinnen beherbergt hatte. Die vom hellen Mondblau gepuderte Röte der Ziegeln hob sich scharfkantig über dem Schilf des Teiches, rätselvoll und im Besitz jeden Geheimnisses wie in ihren Mädchenträumen.

Wenige Augenblicke hielt die fleischhelle Aphrodite inne und verbarg hinter gespreizten Fingern atemlos und voll Trauer zur Jungfrau gewandelt die dunkleren Haare ihrer Scham dem Monde. Träge und erfüllt von den Sonnenfiebern des Tages dünstete der Teich, in seiner Unberührtheit nur zuweilen erschauernd von den Atemkreisen lautlos auftauchender Fische; mit giftigem Brodem aus Schlammtiefen hauchend. Zuweilen erzitterte das üppige Uferschilf gestreichelt von der Kühlung des silbernen Wassers. Dann unter erneutem Rufen der Flöte löste sich letzte Widerwehr aus den beschienenen Gliedern und beide Hände der Insel entgegengestreckt, stieg Beatrix in das schaukelnde Boot und stieß, von plötzlich aufbäumender Sehnsucht schmerzvoll getroffen vom Ufer ab. Quer über den tausendstimmigen Schrei der Frösche, überflossen vom Silber des unbarmherzigen Mondes, eingehüllt in den Ruf des Blutes, trieb sie den Nachen, bis er mit leisem Knirschen über das dichtgedrängte Schilf im Uferschlamm der Insel landete.

Unter dem Aufprall des Bootes brach jäh die Flöte ab. Abgetrennt von allem Außen durch die krampfhaft geschlossenen Augenlider stand Beatrix preisgegeben der plötzlich schweigenden Leere fröstelnd im knietiefen Ufergestrüpp. Mühsam dem rasend klopfenden Herzen folgend brach sie auf. Dornen und Nesseln zerschlugen ihre Haut, so daß sie in einem seltsamen Tanzschritt mit unendlich zögernden Pausen sich weitertastete. Wenige Meter nur, aber die so sehr ausgefüllt von toten, sterbenden und zuckenden Bildern der Vergangenheit, daß die Schreitende deutlich in ihren Adern den Herzschlag der Ewigkeit hörte. Und sie erkannte, als sie sich kaum noch fröstelnd in das Moos gleiten ließ, daß Leid nur sei: Die Barrikade, zwischen Traum und Erfüllung gespannt, und: den Rest der unerfüllten Stunde als ein wucherndes Gift in die nächste tragen, im Zukünftigen schon das Gewesene voraus schmecken, im Vollendeten die Bleigewichte der Unvollendung spüren und von der zusammengekoppelten Meute aus Hoffnung und Enttäuschung gejagt, immer weiter zu stürzen, da irgendwo dennoch und meilenfern vom Tode die erfüllte Ewigkeit und der gestillte Durst dem Atemlosen gespendet wird.

Jetzt plötzlich stürzten die dunklen Zimmer des Schloßes in ihr zusammen und begruben Erkämpftes und Durchlittenes, jetzt flossen die Jahre an ihr herab und ihre Brüste spannten sich zu erneuter Jungfräulichkeit. Tränen, Leid und die ewige Peitsche der Lust fühlte sie von sich genommen. Und nun endlich, da sie fern ihres Lebens und nur wenig beschattet von den zerbrochenen Lustmauern ihrer Ahnen gläubig die bisher geschlossenen Augen aufschlug — als hätten die gebleichten Sterne endlich den Mond besiegt — stand der Gott dumpf leuchtend vor ihr.

Aufsteigend auf trotzigen Beinen aus niederem Gestrüpp, gewaltig gelehnt an die verkrüppelte Akazie, Mondstreifen quer durch Gesicht und den wuchernden Bart, über der buschigen Brust breite Arme gekreuzt und in der zusammengepreßten rechten Faust die spitzige, schweigende Flöte. Nur ein Lachen glucksend wie ein Waldbach begrüßte die Knieende. Dann erhob der Gott wieder die Flöte an die gierig gespitzten Lippen und wie ein spottender Nachgesang, grell und aller Ferne entkleidet, hart und gellend erhob sich noch einmal die erjagte Melodie, klomm scharf, zerhackt und gedehnt wie die Schritte von Fäusten bis zur Höhe und blieb dort im unendlichen Atem des Gottes schrill und unbewegt stehn. Da aber die ganz in sich zusammengepreßte Frau dem Ton der abstürzenden Erlösung sich entgegendehnte, fiel der Gott selbst wuchtig wie ein Baum und mit dem Geschrei eines brünstigen


E

Hirsches über Beatrix. Starr über ihren geöffneten Lidern blieb der Atem des Gottes und der Mond verging gedämpft hinter der Wolke seines Bartes. Feuer in gewaltigen Takten zischte durch ihre Adern, im Takte ihrer Leiber erzitterte die Insel von Vulkanen geheizt und da die Liegende nicht die Augen zu schließen vermochte, begannen die Horizonte sich in bluttollem Wirbel zu drehen, rasend und immer rasender und immer tiefer erfüllte Beatrix die Wollust, einsam in der Mitte der Welt zu ruhn, hingegeben der Achse, um deren glühende Rundung Bäume, Teich, Schloß, Vergangenheit, Werden und Welt sich drehte. — — —

Nur daß der Mond stehen blieb, wunderte sie, und da das Haupt des Gottes sich in ihren Brüsten barg, lag sie preisgegeben dem unbarmherzigen Licht und spürte Klarheit ungewünscht und verwunschen in sich wachsen. »Ewig«, fühlte sie, »ist das Schicksal der Frau in erleuchtete und leere Unendlickkeit zu starren, überhellt von unerreichbaren Lichtern, indes der Mann in der Umarmung im Fleische bleibt, das Gesicht der fruchtbringenden Erde zugekehrt und voll Sucht, über das Gegenwärtige zu herrschen«. Aber du! — Feuerstrom und bäumendes Getier, Feuerstrom und berstender Wasserfall in meinem Schoß — ach! schon frage ich dich: Bist du Waldgott und duftest nach Humus und Erdbeere? Ameisen deine lüsternen Hände, Bienen deine Lippen über allen Blüten meines Leibes, dein Bart die Wolke Gottes, barmherzig schützend die nackten Horizonte. Bist du meine endlich erstandene Lust aus Kräutern und den Giften meines Blutes zu meiner Vernichtung gebraut, oder erhebst du dich wieder und trabst bocksbeinig in das bergende Gebüsch, deinen tausendjährigen Schlaf fortzuspinnen? Unablässig strömt der Quell deiner Lenden und in deine Glieder geschraubt dringe ich endlich in die versunkenen Schächte, deren giftiger Atem mich zersetzte. — Der Gott aber blieb stumm; nur sein Atem schlug in die Bäume, daß die Blätter mit leisem Gezisch ineinandertaumelten und über die Gräser hinweg, die sich schaudernd um die Verschlungenen drängten. Von leisen Drähten gezogen sank der Mond unter die Liegenden, beugte sich dicht über den Teich und erlosch. Der Gott aber erhob sich, brach schwankend durch das Gebüsch und verschwand im Gemäuer. Seine Flöte blieb neben der erwachenden Beatrix liegen.

Die aber spürte — wieder sich selbst zurückgegeben — daß sie entsetzt schon wieder im Vergangenen landete und daß dieses unentrinnbar sei: immer in Vergangenheit gefangen zu bleiben, wie sehr man auch vorwärts zu schreiten meint, daß je tiefer man in das Leben eingeht, immer mehr sich das Versunkene stapelt und daß nur übrig bleibt, den Hunger ungestillt zehren zu lassen oder am Verschlungenen zu ersticken.

»Gott, du!« stöhnte sie »Gott du!« — und hündisch auf die Flöte in den verkrampften Händen gestützt, tauchte sie in das Gestrüpp und schleppte sich der Spur des Gottes nach. In der muffigen Dunkelheit des Gemäuers blieben Spinnweben auf Haaren und Gesicht liegen. Gegen den beginnenden Ekel ankämpfend, suchte sie hastig und ohne Atem weiter und endlich stieß sie auf ihn. Gierig tasteten Auge und Lippe ihn ab. Ihre Zunge schmeckte salzig perlenden Schweiß und der röchelnde Tieratem stieß sie endlich unbarmherzig in die Wahrheit.

Gehetzt, mit fliegenden Flanken die Gebüsche überspringend, in tollem Glauben, doch noch der Erkenntnis entlaufen zu können, hoch über dem gelösten Haar die Flöte, entfloh sie und da der verdunkelte Teich ihren Lauf hemmen wollte und sich leer ihrem unerfüllten Geschlecht entgegenstellte, brach sie gleich einem verwundeten Pferd in die Knie und stieß sich die Flöte tief und blutig in den Schoß. Dann stürzte sie sich in das hochaufschäumende Wasser, dessen Schlinggewächse gierig nach ihrer letzten, zuckenden Hingabe griffen.

In die aufgehende Sonne, kaum eine Stunde später, ruderte erschöpft und mit blödem Lächeln der zottige Hirt.

BESUCH DES TOTEN / VON OTTO ZOFF

»Mich hält es nicht mehr.
Ich muß wiedersehn, die ich geliebt,
Wieder am Herd mich wärmen.«

Sie sagten:
»Wie die Mitternacht kommt,
So sicher kommt er uns
Einmal noch.«
Es stand vom Tisch die Frau auf,
Wie eine Blinde zum offenen Tor hin,
Und es strich die Blaunacht
Um das Gehöfte.

Da kam er den Pfad her,
Und ihrem Munde sich neigend, glücklichen
Jammers,
Flüsternd Liebe und Gruß.
Sie aber — horchend — fror an der Nacht,
Die das Gehöfte umstrich.

Da ist er irrend in die Stube fort,
Wo der Vater am Tisch saß
Mit Buch und Pfeife.
Er setzte sich neben ihn eng
Und »Guten Abend« und
Es wolkte der Rauch auf
Und nochmals »Guten Abend« und nochmals
Und es blätterten
Die Seiten des Buches um.

»Oh Mutter mein', — am Herd sie saß
Mit rundem Rücken.
Er warf in ihren Schoß
Den Kopf tief ein,
Oh weh, — als sehnte es ihn zurück.
Und da sie glättend die Schürze strich,
Ja, die Schürze, so durch ihn leicht,
Wie durch den Wind, —
Da torkelte in die Ecke er fort:
»Verläßt mich auch Mensch um Mensch,
Bist du, mein Hund, doch treu.
Sie schlafen, wie das Leben schläft,
Sei du allein so wachsam
Wie der Tod.

Wach auf, mein Hund, spring auf,
Wie hörtest den Tritt im Schlaf du stets.
Ach sieh, so tret ich ihn heiß in die Weichen
dir ein,
So und so —.«
Und ach, wie der Hund schlief.

Wie der Gimpel, der zärtliche,
Im Bauer schlief.
Und die Fliege schlief an der Wand,
Ja, dort an der Wand, wo er stützend
Die Hand anhielt.

Oh schluchzend ist er hinausgegangen,
Wo die Nacht das Gehöfte umstrich
Und gierig an glühenden Fenstern
Schwarze Falter
Klebten.
Es schloß die Frau das Tor noch zu
Und schleppte zur Stube sich heim:
»Er ist nicht gekommen . . .«
Der Vater klopfte die Pfeife aus,
Und da sie sich wandte,
Wie schaute er sorgend sie an.
Und am Herde schon schlief die Mutter.

ERNST OTTO STÄHLIN: HIMMEL UND ERDE

Göttliches wirken die Himmel. Das Hiersein ist
Nicht mehr als Nachtwache.
Irrgehen arm die Füße durch den verwilderten
Laubengang träumrisch des Lebens.
Schatten viel im schwärzlichen Grün. Weintrauben Liebe,
Dunkel einander erkennen, Schlafgüte, Musik,
Tröstlich hangend in spärliche Fenster.

Aber ein Mensch darf träumen, in silbernen Durchblick
Lehnend des Laubengangs, wo schimmernd einfällt
Glanz von Sternen, mahnend, verheißend
In der Seele sehnliche Fenster.
Es findet selig der reine Mensch
Auf dem Feld alabastern der edlen Stirn,
In safirenen Augen, Pokalen der Hände,
Glanz von Sternen, mahnend, verheißend,
Wo lebet vielleicht und nicht in Wolkenzeit,
Aber an heilige Bläue gegeben,
Alles Vollkommene, geträumt in den Raum
Aus ärmlicher Erdebeschlossenheit:
Ewig leuchtet in Ruhe des Meers phaiakische Insel,
Aufrauscht Eden Mohammeds, Olymp der Götter,
Unter der Sonne neues Jerusalem,
Dantisch tönet oberste Welt heran,
Und erhaben singet im Chor
Wächterhorn platonischer Stadtgemeinschaft.

O schon gleiten wir nah
Und wir verlieren uns schon
In den Gesang der Sterne, lehnend im Durchblick
Träumrisch des Laubengangs, wo füllet die Seele
Frühendes Ahnen, Glänzen der Himmel
In die immer sehnlichen Fenster,
Wenn uns tröstlicher Stund Weintrauben reifen:
Nächte, verflüstert in süßester Zweisamkeit,
Geistertauschend Gespräch, Schacht leidlos des Schlafes,
Und ein Zauberzusammenklang
Von Musik, mildschmelzende Flamme
Unserer Herzen Panzerung siebenfach.



ALFRED NEUMAN: MUSIK / EIN GESPRÄCH

DER SOLDAT — DER GEIGER

DER SOLDAT

Wer verstünde den tiefen Sinn des Hörens! Wer sähe den Klang? — In mein beherrschtes Hirn ist Melodie gefallen. Wer bin ich, daß ich sie trage? — Wie schön, daß ich so fragen kann. Ich durfte niemals fragen. Ich war immer Antwort. Jetzt weiß ich Unermeßliches auf meinem Atem und hinter meinen Augen; nicht Reichtum — er würde sättigen und schwer sein —, vielleicht Armut, der Empfängnis würdiger, oder den Willen, aufgeschlossen zu sein. — Melodie? Nein, es ist ein Ton nur, weit um alle Gesichte des Tages und mild über den Wünschen, die aus dem Gehorsam kochen. Ein Ton nur, der hell durch menschlichen Befehl geht und das Gewehr zerbricht. Ein Ton: wegschwemmend das Wort, die Geste, Schritt durch die Stadt, Angst, Feind, Krieg. Ton, damit wir Frieden lernen.

DER GEIGER

Wie groß, Freund, muß deine Sehnsucht sein und die Brutalität des Gestern.

DER SOLDAT

Es ist nicht dieses, Meister. Ich klage nicht, weil ich litt, sondern ich hebe mich auf, weil ich aus dem schwingenden Sinn deiner Geige Hoffnung atmen kann. Ich schleife mit dem Echo die Brustwehr und sehe friedliche Ebene. Ich dämpfe mit der Harmonie die Kurven der Erregung und kann gläubig sein. — Spieltet Ihr nicht G-dur? Denn ich ahnte das Ja der Menschen. Wie vieles drängte sich aus dem Allegro! Stimmen, die einleiten. Fundamente tragen sich herbei. Beginn beweist Leben. Vielheit des Willens ahnt die Form oder das Werk des Zukünftigen. So vieles kann sein! Geburt, Geburt. Hörte ich je so die aufschütternden Fanale des Anfanges? So vieles zwingt sich zum Ohr! Ein großer Aufklang, der allem Ausdruck zu folgen erlaubt. Die Menschen haben in den Tönen keine Schatten; denn sie sprechen nicht. Sie sind nie sichtlich, weil das Ohr aus ihnen Glauben oder Fühlen hört. Und wie unwichtig ist ihre Körperlichkeit, Meister. Das Auge, wie unwichtig. Und die Hand, die man mir grausam schuf. Was nützt sie den Menschen des Allegro? Sollen sie schlagen? Morden? Ich lache. Ich höre kein Bajonett. Mit dem kleinsten Zucken der geschlossenen Lider wandele ich sie in Götter oder in das Meer oder in eine Wolke, die rasch aus der Sonne fliegt. — Ich bin schwer von Macht. Sanft zurückgelehnt verwalte ich den Kosmos. Ist Hören so viel mehr als Sehen und so viel weniger menschhaft, Meister?

DER GEIGER

Das, Freund, frage nicht mich; denn Hören ist mir Bestimmung. Wenn ich sehe, weiß ich nicht, ob die Menschen freundlich sind. Ich schaue den Tag, Staub auf den Straßen, Häuser, die vor Scham grau sind. Der Weg zur Violine ist dann weit; denn ich weiß vom Spiegelbild dieselben Kerben an den Mundwinkeln und zwischen den Augen wie bei den andern. Mein Leid ist die Spannung zwischen Ton und Blick. Wer sagt mir, daß ich die Pflicht habe zu sehen? Und was ist wirklich, Gesicht oder Klang? Was ist wirklich? Vielleicht ist Musik die Revolution des Traumes. Vielleicht ist der Traum das Gleichnis des Gefühls. Vielleicht ist das Ohr die Bindung an Gott, die einzige, die unfreiwillig ist. — Ermißt du die Qual, die das Vielleicht in mein Leben trägt?

DER SOLDAT

Du, Meister? Mittler zu allem, was mir heute Religion wird. Weg zur Freiheit des Melos, zum Melos der Freiheit. Du lebst in Qual?

DER GEIGER

Du lebtest, Freund, von einer Zornwelle der Geschichte vergewaltigt und Zahl geworden durch die Gleichheit erpreßten Blutens. Du littest. Aber der Strom eines Tones schon hebt dich aus dem

Bereich der Muskeln und der Verneinung. Der Weg vom Gehorchen zum Horchen kürzte sich dir so jäh in einen Schritt, daß der Zwang herabklirrte wie ein abgeschnalltes Seitengewehr. Ein Nein — ein Ja. — Doch ich? Sieh meine Hände. Sie sind weiß und mit langgedrechselten Fingern. Sieh die deinen. Du mußt dich zwingen, sie zu spreizen; denn du hast sie vergessen. Du Hörender überhörst Glieder und Gliederung und bist aus dem Umkreis deiner Vernunft. Ich aber komme nicht los von meinen Händen! Ich bin an sie gebunden und kann nicht hören ohne sie. Und ich esse mit ihnen. Vielleicht auch muß ich mit ihnen morden. Sie nur höhnen meine Geige zu einem Ding, das um die Fingerspitzen buhlt. Ich gehe auf Händen in die Harmonie. Die Töne schreiten über sie zu euch wie Fürsten über Ennuchenleiber. Wer bin ich durch sie? Ihre Verlängerung. — Frage nicht mich, Hörer; denn ich bin hörig.

DER SOLDAT

Adagio! Das Adagio gönnt mir Antwort. Es gibt wohl eine Versöhnung zwischen Ton und Tag, auch zwischen dir und deinen Händen, vielleicht auch zwischen Mensch und Mensch. Es muß sie geben; denn die Melodie glättet nicht umsonst die Schwingung des leidenden Atems. Ich sinne nach Ausdruck und die Klänge mit mir. Erinnerung zerrt an mir. Ich weiß: ich sinne nicht das erste Mal. Gestern nur oder vorgestern war es unzeitgemäß oder Feigheit. Der Vordermann stieß mit dem Tornister jede Nähe einer Lösung ein. Dann auch wurde zu viel geflucht. Die Luft knallte mir Protest ins Gesicht und in die Ohren. Ich ergab mich, wurde stumpf, hatte nichts als einen kleinen Trotz um vorstarrendem Kinn. — Ich sinne nach Ausdruck und die Klänge mit mir. Das Cello war dunkel und wußte milde, daß es erhaben durch die leichten Geigen ging. Jene wichen in edlem Bogen aus, sammelten sich mit kraftvollen Strichen, wurden Echo und Freunde. Freunde! Schon jubelte ein Fagott! Gegensatz ist aufgelöst. Die Instrumente atmen mit großen Zügen der Einheit ihres Zieles zu. Die Akkorde stützen einander, preisen einander. Freunde! Ich sinne nach Ausdruck und die Klänge mit mir. — Andante. — Es gibt wohl eine Versöhnung zwischen Ton und Blick, vielleicht auch zwischen Mensch und Mensch.

DER GEIGER

So bin ich klein? Höre ich nicht, sinne ich nicht? Kommst du und willst du mich beschämen? Ist Musik dem Messias so nahe? Und ich? Sage mir, zu was wäre ich, der ich nicht einsehe? — Doch nein, nein! Du bist verblendet, berauscht, fiebrig von der Schwertlosigkeit dieser Sphäre! Was sprichst du von Versöhnung? Soll der Himmel auf die Erde stürzen, damit er sie umarmen kann? Wo bliebe Widerstand gegen Aufstieg, Sinn von Dissonanz, Kampf, Sieg? Was sollen Quinten in die Höhe jauchzen, wenn sie nichts zu überwinden haben? Es gibt kein Ja ohne Nein! Es gibt keine Versöhnung zwischen Ton und Tag; denn ich stehe zwischen ihnen und die Finger meiner Hände spielen einen gegen den andern aus. Vermeide mich, schlage Ton in Tag, Ton in Blick: und du hast keinen, der ihnen zuhört. Denn auch Ohren müssen atmen. Ich bin Lunge euch Hörenden. Ihr erstickt ohne mich; doch ihr werdet nicht selig mit mir. Vielleicht habe nur ich Frieden! In den Sekunden, da der Blick sich kokett auf die linke Hand bückt und die zittrig sichere Kunst greifender Finger als Brücke ahnt. — Es gibt auch keine Versöhnung zwischen Mensch und Mensch; denn du stehst zwischen ihnen. Du, wie du warst, gegen dich, wie du bist. Was glaubst du, Knabe? Man stößt nicht ohne Wunde die nakte Faust in das Schwert, das eben noch dienend den Griff darbot. Würdest du zu lieben begehren, wenn du nicht zu hassen gezwungen wärest? Bist du, sind deine Generationen vor Wandlung sicher? Werdet ihr einst nicht hassen wollen, weil ihr Haß fast verlerntet? — O, es gibt Versöhnung: das ist eure Sehnsucht nach dem Gegenteil. Seht! Wie gut habt ihr es und wie billig! Das kleinste Stücklein Bogen ergänzt euer Wünschen zum unterschiedlichen Kreis. Ökonomie des Lebens heißt euch Sieg der Abstraktion. — Musik aber ist Empörung gegen Gleichnis! Beweist es anders!

DER SOLDAT (schreit): Antichrist!

HANS JACOB: ZUR NEUEREN FRANZÖSISCHEN LITERATUR

Als vor dem Kriege ROMAIN ROLLANDS »Jean-Christophe« erschien, durfte man sich weniger darüber wundern, daß ein Franzose einen Deutschen zum Helden eines Buches machte, das auf weite Strecken eher Kulturgeschichte als Roman war, sondern vielmehr darüber, daß die Franzosen dieses Buch, das aus aufrichtiger Liebe klare Erkenntnis und schärfstes Urteil enthielt, mit rückhaltloser Begeisterung aufnahmen. Johann-Christoph hatte das alte Frankreich voller Ekel durchschaut: die Verquickung von Geschäft und Politik, verrostetes Beamtentum und rettungslos verdummte Bürger. Dann kam die Wandlung: ein neues selbstbewußtes, bisweilen nur allzu nationalistisches Frankreich ersteht. Romain Rolland versteht und verdammt zugleich den Chauvinismus, die Überhebung in jeder Form. Er bleibt »Europäer«, zieht den großen Rahmen um die gesamte Menschheit. So klang Rollands Buch mit dem endlichen Accord zukünftiger Versöhnung zwischen Frankreich und Deutschland aus: »Mag der Krieg kommen! Er wird nicht unseren treuen Handschlag trennen und den Aufstieg unseres brüderlichen Geistes!«

Der Krieg kam. Wände bauten sich. Keine Stimme rief ins andere Lager. Alle Länder klirrten von Waffen. Europa, nach den gottlosen Jahren eines verderbten Friedens, stürzte in den Abgrund. Und zutiefst Frankreich. Frankreichs Erde lernt den Schmerz aus Tiefstem fühlen und leidet zuerst. Und erkennt zuerst. Aus Frankreich wollen Stimmen der Menschlichkeit und des Mitleids ertönen: »Wir alle sind Brüder, wir alle leiden!« Aber noch sind diese Stimmen nicht laut genug. Der Organisation des Verblutens hinderlich und störend. Sie werden verbannt. Noch wagen sich neben einer Anthologie des üblichen Chauvinismus und plötzlich auflodernder Vaterlandsliebe — »Cinquante Poémes à dire«, Paris 1915 —, einem Taumel, dem selbst MAETERLINK und VERHAEREN verfallen, einige Kriegsromane hervor, deren wesentlichster PAUL BOURGETS »Le Sens de la Mort« ist. Das ist noch altes Frankreich. Hier ist das schuldige Europa: das Nicht-anfangen-wollen, das Verkriechen in einen Glauben, der vor allen Seelenkämpfen schützt. »Die Moral, sagt Lessing, muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergeht; man muß ebenso wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen.« Bourgets Convertitenmoral ist das Resultat kraftlosen Schwankens zwischen skeptischem Intellektualismus und augenniederschlagendem Neo-Katholizismus. »Bourget ist schon seit langem in Zweifel, sagt PÉLISSIER in seiner »Littérature Contemporaine«, ob er sich für »L'Intention de Jésus-Christ« oder für »Liaisons dangereuses« entscheiden soll. »Bourgets Werke leiden am Katholischen. Vielleicht ist es durch die gleiche Erscheinung zu erklären, dass PAUL CLAUDEL, dessen Dichtungen den Deutschen so wesensnahe sind, während des Krieges kein versöhnendes Wort fand; im Gegenteil, er bekundete einen tiefen Haß gegen Deutschland, so tiefen, fast wütenden Haß, daß er enttäuschte Liebe sein könnte: denn lange genug hat Claudel als Konsul in Deutschland gelebt, um es gründlich zu kennen. Romain Rolland war der erste, der sich »au-dessus de la mêlée« erhob und gegen den Wahnsinn protestierte, unter dem alle litten. Er hatte Recht, wenn er Deutschland in ein »wahres« und ein »falsches« einteilte, wie er alle Länder so hätte einteilen können. Hinter diesem, fühlt man, steht der ganze Mensch, wirbt ein Herz um das aller Brüder. Ein neues Feld eröffnet sich den Geistigen aller Länder: über dem Gemenge zu stehen, nicht mitzukämpfen, sondern mitzuversöhnen. HENRI BARBUSSE zeigt in dem Tagebuch einer Korporalschaft, in »Le Feu«, das wahre Antlitz des Krieges. Er reißt alle Schleier herunter: das große Leid bleibt, der unheilbare Schmerz einer heraufbeschworenen Sühne. Barbusse ist der Homer



des Krieges. Die Welt ist mitleidlos, mehr denn je »unchristlich« und voller Haß. Wenn GUILLEAUME APOLLINAIRE, lange vor dem Kriege, in seinem Gedicht »Zóne«, müde der alten Welt, ausruft: »nur das Christentum sei nicht alt in Europa«, so knüpft MARCEL MARTINET in seinen 1914–1916 entstandenen Gedichten: »Les temps maudits« an diesen Gedanken an: »J'écris pour toi, Christ éternel!« Wohl klingt in seinen Versen der Sozialismus, dröhnt das »Proletarier aller Länder vereinigt euch«:

Arbeiter, arbeite,
Gießer aus Creusot, dir gegenüber
Steht ein Gießer aus Essen.
Bergmann aus Sachsen, dir gegenüber
Steht ein Bergmann aus Lens.
Docker aus Havre, dir gegenüber
Steht ein Docker aus Bremen.
Töte, schlag ihn tot, tötet einander!
Arbeite, Arbeiter.
(LES TEMPS MAUDITS: Tu vas te battre.)

Doch das Band ist zerrissen, hat nicht gehalten, das alle Unterdrückten, alle Leidenden zusammenhalten soll. Die Masse versagt, sie wird auch später versagen, das erkennt er mit schmerzhafter Deutlichkeit. Man muß von vorn beginnen: jeder einzelne ist Bruder; das Herz muß um jeden einzelnen werben. Und in seinen Gedichten, die in seinem »blutenden, betrogenen« Vaterlande nicht erscheinen konnten, die »Verzweiflungsschreie« und doch »Gesänge der Hoffnung« sind, stehen Worte, die Brücken über den Haß schlagen, warten ausgestreckte Hände:

Unbekannte Gefährten,
Nicht kenn' ich die Namen, nicht euer Antlitz.
Aber ich kenn' eure Herzen,
Euch ruf' ich, Freunde der Zukunft.
(LES TEMPS MAUDITS: Poetès d'Allemagne...)

In dem herrlichen Gedicht »An meine Kinder« erhebt sich noch einmal der Zweifel des Aufrichtigen: »Ihr meine Kinder, hab' ich denn gelebt?« Sie müssen das Versprochene halten, ihr Leben eine Tat, die Fortsetzung seiner Tat, seines Lebens sein, das Leid muß zu Ende gelitten werden. Martinet steht nicht allein; neben ihm singt P. J. JOUVE in seinen drei Kriegsbüchern »Vous êtes des hommes«, »Pôème contre le grand crime« und »Danse des Morts« das Mitleid und den Anfang der wirklichen Liebe. Grimmig wird die verruchte Vergangenheit abgetan und der neue Weg gewiesen, der Kampf gegen sich selbst. GEORGES DUHAMEL, der als Arzt den Krieg mitmachte, schildert mit gütigem, heißem Herzen — weniger monumental, aber ergreifender als Barbusse — die Schmerzen und die unsagbaren Qualen der Kämpfer.

Frankreich hatte die Dichter des Krieges, die wahren, die den Weg der Erlösung und der endgültigen Genesung wiesen. Jeder einzelne muß sich wandeln, sich aufgeben: es gibt keinen Kampf ums Leben, nur ein Opfer des Lebens. Die durch den Wahn des Krieges zur Herrschaft gelangte »Bestie« muß erwürgt werden. RENÉ SCHICKELE, zwischen den Völkern stehend, der Halb-Romane und Halb-Germane, ruft in seiner »Genfer Reise«, dem Tagebuch seiner Seele in den Jahren der leidenden Menschheit, die Hoffnung unserer Tage ans Werk: »Worauf ich hoffe, das ist so einfach, daß man es in jedes Schulbuch setzen könnte. Ich hoffe auf eine Revolution gegen die Bestie, und das kann keine Revolution sein, die die Bestie gegen die Bestie losläßt. Ich hoffe auf eine Revolution, durch keine andere Gewalt als die der Herzen, der Überredung und des frohen Beispiels. Ich sage: hätten wir die paar tausend Jahre, die wir mit Massakern zugebracht haben, auf die Vorbereitung dieser einzigen, wirklichen, endgültigen Revolution verwandt, wir wären schon lang über den Berg. Einmal müssen wir Ernst machen mit der Utopie. Heute, sage ich. Sofort.«

DIE BÜCHERKISTE

Monatsschrift für Literatur, Graphik und Buchbesprechung

Herausgeber:
LEO SCHERPENBACH

Heft 2 ist soeben erschienen!

AUS DEM INHALT:

Gedichte von *Kurt Heynicke* und *E. Trautner.* Zeichnungen und Original-Holzschnitte von *Fernand Léger, Georg Schrimpf* und *Maria Uhden.* Aufsätze über expressionistische Künstler, kritische Übersicht der wichtigsten Neuerscheinungen u. a. m.

Eine unabhängige Orientierung für jedermann!

Preis 35 Pfennig
100 Exemplare auf Bütten, numeriert à 1 M.

BACHMAIR & CO.
MÜNCHEN, KURFÜRSTENSTR. 8.

DIE NEUE BÜCHERSCHAU



Unabhängige Berichte über alle literarischen Neuerscheinungen / Besprechungen / Voranzeigen und Umfangreiche Listen / Original-Aufsätze über Dichtung, Kunstliteratur und politische Schriften. Eingehende Berücksichtigung der neuen Graphik.

AUS DEM INHALT DER ERSTEN HEFTE:

Kasimir Edschmid »Marginalien zu Büchern« / *Robert Müller* »Der schreibende Politiker« / *Stefan Zweig* »Friedensbücher« / *Klabund* »Neue Lyrik« / *Curt Glaser* »Illustrierte Bücher« / Außerdem kritische Beiträge von: *Friedrich Burschell, Otto Flake, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Max Herrmann, F. M. Huebner, Georg Kaiser, Oscar Loerke, W. Mahrholz, Curt Moreck, Curt Pfister, Richard Rieß, A. E. Rutra, Georg Witkowski.*

Vierteljährlich Mk. 2.40 — Einzelhefte Mk. 1.—
Jedes reich illustrierte Heft zwei bis drei Bogen. Durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen.

SCHRIFTLEITUNG UND VERLAG
MÜNCHEN-PASING.

OSKAR KOKOSCHKA

VON PAUL WESTHEIM

Mit etwa 70 sorgfältigen Wiedergaben nach den Werken des Künstlers

KOKOSCHKA dem Verständnis nahe zu bringen, zur Auseinandersetzung zu reizen, mit einem der heute wesentlich Schaffenden, ist die Absicht dieser Monographie. Sie ist nicht gedacht als Festlegung eines Künstlers, der gewiß seine größten Aufgaben noch vor sich hat, noch mehr hütet sie sich, aus einem Dreißigjährigen ein Heldengedicht zu machen. Es ist nur das gewollt, in Wort und anschaulichen Abbildungen darzulegen, wer Kokoschka ist, wie er als Mensch und als Gestalter zu seinem Werk kommt, und damit an einem prägnanten Beispiel zu zeigen, wie überhaupt und wie auch heute noch Malerei wird.

In Halbleinen gebunden Mk. 20.—

DIE WELT ALS VORSTELLUNG

Ein Weg zur Kunstanschauung von PAUL WESTHEIM

Mit zahlreichen Abbildungen alter und neuer Kunst

Das Buch geht von der Erwägung aus, daß wir geradezu überfüttert sind mit kunsttheoretischen Erörterungen, und es wird der Versuch gewagt, wieder einmal das Kunstwerk als solches sprechen zu lassen. In etwa 100 Abbildungen werden Schöpfungen alter, neuer und neuester Kunst vors Auge gerückt. Der Beschauer wird vor dem Kunstwerk aktiv gemacht, zu eigenem künstlerischen Denken angeleitet. Abgebildet sind u. a. ägyptische und gotische Plastik, byzantinische Elfenbeinschnitzerei, primitive Holzschnitte des 14. und 15. Jahrhunderts, Werke von *Grünewald / Dürer / Cranach / Greco / Rembrandt / Schlüter / Menzel / Manet / Seurat / Cézanne / van Gogh / Matisse / Redon / Lehmbruck / Poelzig / Chagall / Feininger / Meidner.*

Halbleinenband Mk. 20.—

Die Werke sind in jeder guten Buchhandlung oder direkt vom Verlag zu beziehen

Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam-Berlin